

Bischöfin Petra Bosse-Huber

3. Sonntag nach Epiphania, 22. Januar 2017, 10 Uhr

Predigt über Johannes 4, 46 – 54

Friede sei mit euch!

Liebe Gemeinde,

glauben Sie an Wunder?

Nach aktuellen Umfragen tun das immerhin 56% der Deutschen. Also scheint unser Land nicht halb so abgebrüht und entzaubert zu sein, wie es manchmal scheint. Wobei es in den Umfragen etwas unscharf bleibt, was die Befragten genau unter „Wunder“ verstanden haben. Ob es die großen und unerwarteten historischen Erfahrungen sind, die Menschen zum Staunen bringen und zusammenschweißen wie damals 1954 das legendäre „Wunder von Bern“ bei der Fußball-Weltmeisterschaft oder das „Wunder von Lengede“, dieses Grubenunglück von 1963, oder für viele von uns vor mehr als 26 Jahren das „Wunder“ der friedlichen deutschen Wiedervereinigung?

Vielleicht haben manche Befragten aber auch eher an die persönlichen, manchmal sogar intimen Wundererfahrungen gedacht, die sie unverhofft unterwegs auf ihrem Lebensweg gemacht haben. Zeichen und Wunder, die Sie vielleicht sogar erst im Rückspiegel ihres Lebens als das erkannt haben, was sie sind: Wunder und Zeichen.

Das Johannesevangelium jedenfalls fordert uns heute Morgen mit einer Wundergeschichte zum Querdenken und Nachsinnen heraus. Hören Sie:

Johannes 4, 46 – 54

An einer sehr persönlichen und dichten Geschichte lässt uns der Evangelist Johannes Anteil nehmen. Eine Szene, die manchen unter Ihnen, liebe Gemeinde, bedrückend vertraut sein mag: Dieses qualvolle Ausharren am Bett eines todkranken geliebten Menschen. Die knappe Diagnose der Fachleute: Wir können nichts mehr für ihn tun. Wir haben alles Menschenmögliche für sie getan. Mit unserer Kunst, sagen die Ärzte dann ernst, sind wir am Ende. Einer der schlimmsten Alpträume von Eltern überhaupt, wenn da im Bett das eigene Kind liegt. Der kleine Körper völlig geschwächt vom lebensbedrohlich hohen Fieber. So zerbrechlich dieser kleine Mensch und so hilflos die Eltern.

Ich frage mich, wie dieser Vater in Kapernaum die Kraft aufgebracht hat, aufzustehen und aus dem Haus zu gehen, sein sterbendes Kind zurück zu lassen. Vermutlich zwar in der liebevollen Obhut der Mutter, aber im vollen Bewusstsein, dass er seinen kleinen Sohn voraussichtlich nicht mehr lebend wieder sehen wird. Wahrscheinlich wird der Antrieb für den Vater nichts Anderes gewesen sein als eine trotzig Hoffung und ein kühner Glauben gegen allen Augenschein.

Den Mann bewegen zwei völlig vage Gerüchte zum abrupten Aufbruch vom Sterbebett seines Sohnes: Das erste besagt, Jesus aus Nazareth sei wieder in seiner Heimat Galiläa gesichtet worden und das zweite: Dieser Jesus sei ein Wundertäter, vielleicht sogar der erwartete Messias. Die verblüffendsten Geschichten waren dem verzweifelten Vater zu Ohren gekommen, allem voran das Weinwunder bei der Hochzeit in Kana. Aber auch aus Samaria hatte er so einiges gehört, keine Wundertaten, aber sehr viel darüber, wie angerührt Leute davon waren, mit welcher Intensität Jesus ihnen zugehört und mit ihnen geredet hatte. Das hatte im Nachbarland großen Eindruck hinterlassen.

Dieser Mann will Jesus unbedingt finden und ihn dazu bringen, seinen todkranken Sohn aufzusuchen. Deshalb der elend lange, staubige und heiße Fußmarsch. Dieser wohl situierte Beamte weiß ganz genau: Manches im Leben lässt sich nicht delegieren. Hier kann auch ein Spitzenfunktionär wie er keinen Bediensteten schicken. Um die ganz wichtigen, die lebensentscheidenden Dinge muss man sich selbst kümmern. Die Familie, Kinder, Enkelkinder und Eltern, Freunde oder die eigene Partnerschaft, sie wollen gepflegt, gehütet und manchmal auch verteidigt werden. Und die Verantwortung für ein

todkrankes Kind lässt sich überhaupt nicht delegieren. Von Kapernaum nach Kana, fast 30km in der Hitze bergauf, von 200m unter dem Meeresspiegel unten am See Genesareth bis auf 600m über Null ins galiläische Bergland hinauf, 800 heiße Höhenmeter, zu Fuß eine Ochsentour.

Dieser Mann kommt mit seinem sehnlichen Wunsch nach Hilfe nicht nur geografisch von einem der tiefsten Punkte der Erde hinauf gekrabbelt auf die Höhen sondern auch biografisch von einem der tiefsten Punkt seines eigenen Lebens. Was schert es ihn jetzt noch, dass er als königlicher Spitzenbeamter einem armen Zimmermann hinterherläuft? Sollen sich die Leute doch das Maul zerreißen. Ihm ist das so etwas von egal. Was bedeutet es jetzt noch, dass er seine glänzende Karriere am Hof des Herodes Antipas aufs Spiel setzt, wenn er mit dem Grenzübertritt nach Galiläa Feindesland betritt. Natürlich ist es ein Fauxpas, einen erklärten Gegner seines Chefs Herodes, um Hilfe anzuflehen. Aber wie bedeutungslos und unwichtig ist das angesichts der Tatsache, dass sein Kind stirbt. Die Qual, sein eigenes Kind so leiden zu sehen und die Furcht, es stürbe ihm unter den Händen weg, hat die Hitliste seines bisherigen Lebens, all das, was Karriere, Geld und Macht ihm bedeutet haben, in einem Maße relativiert, wie er das niemals zuvor für möglich gehalten hätte.

Dieser Mann mit seiner verzweifelten Hoffnung und seinem kühnen Glauben setzt alles auf eine Karte, als er dann tatsächlich Jesus gegenübersteht, verdreht und erschöpft, aber auch voller zitternder Hoffnung. Er fleht ihn um Hilfe an.

Umso verblüffender dann die Reaktion Jesu. Jesus ist genervt, der Mann ist ihm lästig. Statt auf ihn und sein flehentliches Anliegen einzugehen, übergeht Jesus ihn einfach. Er lässt ihn links liegen und blafft stattdessen die Umstehenden an. „Ihr da“ wendet er sich an die gaffende Menge: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht.“ Das ist kein softer freundlicher Ton, sondern eine ziemlich schlecht gelaunte und schroffe Abfuhr. Vom menschenfreundlichen Seelsorger oder gar vom Klischee des immer soften Jesus keine Spur.

Es kommt mir das erste Wunder in Kana in den Sinn, da war Jesu Mutter gekommen und hatte ihren Sohn darauf aufmerksam gemacht, dass der Hochzeitsgesellschaft der Wein ausgegangen war und auch dort reagierte Jesus ähnlich barsch. Er herrschte seine Mutter an: „Was habe ich mit dir zu schaffen, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ (Joh 2, 4) Davon hatte sich Maria wenig beeindruckt lassen und die Diener resolut aufgefordert, den späteren Weisungen Jesu Folge zu leisten. Und tatsächlich, das Wunder geschah, allem ruppigen Benehmen Jesu zum Trotz. Der Evangelist Johannes notiert dazu: „Das ist das erste Zeichen, das Jesus tat. Es geschah zu Kana in Galiläa.“ (2, 11)

Beim zweiten Zeichen, wieder in Kana in Galiläa, ereignet sich verblüffend Ähnliches. Auch der Hofbeamte lässt sich vom harschen und harten Ton Jesu nicht von seinem Kurs abbringen. Noch einmal, in großer Klarheit und Knappheit, demütig, zugleich aber auch unbeeindruckt und selbstbewusst fordert dieser Vater von Jesus: „Herr, komm herab, ehe mein Kind stirbt.“

Braucht es manchmal, damit sich Wunder auf Erden ereignen solche Menschen, die sich nicht so schnell abbringen lassen von ihren Anliegen? Die den Himmel für die Erde reklamieren in ihren Bitten? Die Gott nicht einen guten Mann sein lassen, sondern ihm Leid und Tod, Krankheit und Unrecht, Populismus und Gewalt in die Ohren beten und schreien? Menschen mit Durchhaltewillen, deren Glauben am Widerstand wächst und groß wird statt daran zu verkümmern? Menschen hartnäckig wie Maria und kämpferisch wie dieser entschlossene Vater?

Mir scheint, ich könnte von diesem Mann in Kana viel über das Beten und das Einmaleins der Fürbitte erlernen. Vielleicht ist die wichtigste Lektion, mich nicht abbringen zu lassen von meinen sehnlichsten Anliegen und meinen drängendsten Bitten. So wie wir das Sonntag für Sonntag gemeinsam tun, liebe Gemeinde, in jedem Gebet, in jeder Fürbitte. Eine Gebetslektion, die beinhaltet, mit Irritationen und Anfechtungen beim Beten zu rechnen und dennoch nicht abzulassen, die Menschen, die mir am Herzen liegen vor Gott zu bringen. Nicht aufzugeben, wenn ich scheinbar auf verschlossenen göttliche Ohren treffe oder das Gefühl habe, meine Gebete gingen ins Leere, würden irgendwo im Kosmos verhallen. Hier kann ich lernen, Gott und mich selbst an das Schicksal der Menschen zu erinnern, die auf Hilfe warten, in meiner Familie, in Krankenhäusern und Hospizen, in bitterkalten Lagern und auf überladenen Flüchtlingsbooten. Ich kann mich selbst daran erinnern und gleichzeitig Gott darauf behaften, dass es

bei ihm Rettung für Menschen gibt. Für jeden von Ihnen, liebe Gemeinde, hier im Berliner Dom genauso wie für die Betenden in Eritrea oder in Israel/Palästina. Manchmal hilft und heilt Gott dank guter medizinischer Versorgung, manchmal wunderbarerweise weit jenseits davon und sogar

auch dann noch, wenn schon der Tod nach einem Menschen greift. Für jeden und jede von uns ist es irgendwann nicht mehr Rettung vom Tod, sondern in unserer eigenen Sterbestunde Rettung durch den Tod hindurch in das „Land der Lebendigen“ (Ps 27,13) bei Gott.

Ja, und auch das gehört wohl zu der hohen Schule des Gebets dazu, zu lernen, dass manche Gebetserhörungen völlig anders aussehen als ich sie erwartet habe. Dietrich Bonhoeffer hat das einmal mit den bekannten Worten gesagt: „Nicht alle unsere Wünsche, aber alle seine Verheißungen erfüllt Gott.“

Das jedenfalls erlebt der erwartungsvolle Vater. Jesus denkt überhaupt nicht daran, ihn zurück nach Kapernaum zu seinem todkranken Jungen zu begleiten, stattdessen bietet er ihm lediglich fünf knappe Worte an: „Geh hin, dein Sohn lebt.“

Nichts zum Anfassen, nichts zum Sehen nur etwas zum Hören. Fünf Worte. Ein Versprechen, eine Verheißung. Mehr nicht, aber auch nicht weniger.

Manchmal bekommen auch wir für die wirklich harten und steinigen Abschnitte unseres Lebensweges nicht mehr als einige Worte als Geländer. Manchmal Worte der Heiligen Schrift, manchmal Worte aus dem Mund Jesu. Worte, die tragen und stärken, wenn wir sie uns zu Herzen nehmen. Worte, die zu Herzen gehen und in Bewegung setzen, ja die uns Beine machen. Der königliche Beamte jedenfalls „glaubte dem Wort, das Jesus zu ihm sagte, und ging hin.“

Uns, Ihnen und mir, liebe Gemeinde, wünsche ich, dass wir unsere Herzen öffnen für Menschen und Worte, die unseren Horizont weit machen und Platz schaffen für die Verheißungen Gottes. Dass wir uns nicht abschotten und immun werden für die Wunder unterwegs auf unserer Lebensreise, sondern Glaube und Hoffnung Raum geben in unserem Leben.

Manchmal werden wir den stärkenden Zeichen Gottes an den Abgründen unseres persönlichen Lebens begegnen, manchmal inmitten unseres turbulenten Alltags und zuletzt im Angesicht des Todes. Zeichen und Wunder sind das, mit denen Jesus damals auf den tollkühnen Glauben des verzweifelten Vaters geantwortet hat. Heute wartet er auf unsere Gebete, auf unseren manchmal waghalsigen und manchmal nur tastenden Glauben, um seine Zeichen und Wunder zu tun.

Hebr. 11,1: Der Glaube aber ist eine Wirklichkeit dessen, was man hofft, ein Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft...

Bischöfin Petra Bosse-Huber, Hannover